



Copyright Margit Krammer, Bildrecht Wien

1 of 2

Erbschaft einer Zeit

Sowohl im Rückblick auf das vergangene als auch im Vorblick auf das kommende Jahr wird gerne die Wichtigkeit der Bildung festgehalten. Wenn sie uns wirklich etwas wert ist, müssen wir sie entideologisieren.

Von Konrad Paul Liessmann

Jahreswechsel. Blick zurück, Blick nach vorn. Was war wichtig, was wird in Zukunft wichtig sein? Traut man den Analytikern und Auguren, ist die Antwort geradezu einfach: Wir müssen uns um jene Ressource kümmern, die es erlaubt, die aktuellen und kommenden Krisen zu bewältigen: Bildung. Sie soll junge Menschen mit jenen Fähigkeiten und Kenntnissen ausstatten, die sie ermächtigen, in einer Welt des Wandels, der Krisen und der Kriege nicht zu verzweifeln, sondern sich zu behaupten und fatale Entwicklungen einzubremsen, ja umzukehren.

”

Ist es verwerflich, dass Eltern versuchen, ihren Kindern ein Ambiente zu bieten, das es diesen

erlaubt, nicht nur am Smartphone zu hängen, sondern auch Gefallen an einem Buch, einem Theaterstück, einem Konzertbesuch zu finden?

Die kürzlich erfolgte Veröffentlichung der Ergebnisse des letzten PISA-Tests und die daran anschließende Debatte über die Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind, erfahren deshalb eine hohe mediale Aufmerksamkeit, die leider eines immer wieder übersieht: PISA mag alles Mögliche messen, nur nicht den Bildungsstand einer Nation.

Der deutsche Philosoph Julian Nida-Rümelin hat jüngst darauf hingewiesen, dass dieser internationale Vergleichstest zwar wichtige formale Kompetenzen in den Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaft evaluiert, aber nahezu alles ignoriert, was zumindest in einer europäischen Denktradition Bildung ausmacht: historisches, politisches, ästhetisches und kulturelles Wissen, praktische und kommunikative Fähigkeiten und nicht zuletzt Fremdsprachenkenntnisse. Nida-Rümelin stellt die pikante Vermutung an, dass letztere etwa deshalb nicht Gegenstand von PISA sein dürfen, weil die mächtigen OECD-Staaten USA, Australien und Großbritannien dann katastrophal abschneiden würden. Pisa ist also schon von seiner Konstruktion her kein Instrument einer objektiven Bildungsforschung, sondern ein ideologisch getöntes Politikum. Dies zeigt sich im öffentlichen Umgang mit diesem Phänomen. PISA und die Diskussion darüber gleichen weniger einem Suchen nach der Wahrheit als vielmehr einem periodisch wiederkehrenden Ritual. Die Ergebnisse sind stets mittelmäßig bis schlecht, die Bildungsexperten fordern die immergleichen Reformen und vor allem: Bildung wird in Österreich nach wie vor vererbt. Dieser Befund wird in der Regel mit dem Unterton schärfster Missbilligung vorgetragen, so als läge darin die Wurzel allen Übels. Es lohnt sich, dieses bildungspolitische Mantra einmal genauer zu betrachten. Im Grunde handelt es sich um eine schiefe Metapher. Unbestreitbar gibt es einen Zusammenhang zwischen Leistungen, die PISA erhebt, und dem sozioökonomischen Hintergrund der

getesteten Schüler. Bestenfalls könnte man daraus schließen, dass soziale Absicherung und ein bildungsaffines Elternhaus einer Bildungslaufbahn förderlich sind. Vererbt wird dabei aber nicht viel, denn auch die vermeintlich privilegierten Kinder müssen lernen, Freude und Lust am Lesen entwickeln, sich für Wissenschaften und Künste begeistern, ihre Chancen nützen. Selbst wenn man am Bild der vererbten Bildung festhalten möchte – was soll daran eigentlich schlecht sein? Ist es verwerflich, dass Eltern versuchen, ihren Kindern ein Ambiente zu bieten, das es diesen erlaubt, nicht nur am Smartphone zu hängen, sondern auch Gefallen an einem Buch, einem Theaterstück, einem Konzertbesuch zu finden? Da diese Jugendlichen dann im PISA-Test diejenigen sind, deren Leistungen im Spitzenfeld angesiedelt sind und damit eine einigermaßen erträgliche Gesamtbilanz ermöglichen, sollte man diesen Familien zutiefst dankbar sein. Würde Bildung nicht vererbt, würde sie womöglich überhaupt verschwinden. Nein, das Problem sind nicht Menschen, die ihren Kindern vorlesen, ihre Neugier fördern und ihnen bei Hausaufgaben helfen. Das Problem stellen Milieus dar, in denen Bildung keine Rolle spielt, keinen Wert besitzt, in denen Bildungsangebote nicht als Chance, sondern als Zumutung verstanden werden und in denen diese Bildungsskepsis an die Kinder bewusst oder unbewusst weitergegeben wird. Wollte man ernsthaft an der beliebten pädagogischen Erblehre festhalten, müsste man sie umformulieren: Nicht dass Bildung, sondern dass Unbildung vererbt wird, ist ein Alarmsignal. Im Grunde bedeutet dies, dass das öffentliche Schulwesen kaum in der Lage ist, jenen Mangel an Bildungsmotivation, an dem offenbar viele Kinder und Jugendliche leiden, auszugleichen. Doch liegt das nur am System? Gibt es keine Eigenverantwortung in Bildungsfragen? Denn eines darf festgehalten werden: Der Zugang zur Bildung ist offen. Der Besuch einer Schule wird niemandem verwehrt. Diese Vererbbarkeit der Unbildung hat viele Ursachen. Über manche davon wird nicht so gerne gesprochen. Auch der PISA-Test hält fest, dass es einen statistisch signifikanten Zusammenhang zwischen schwachen Leistungen und einem Migrationshintergrund gibt. Dass die nordeuropäischen Staaten, ehemalige

PISA-Musterschüler, nun stark abgefallen sind, mag auch damit zu tun haben. Ausgeblendet wird jedoch die Frage, ob schwache Leistungen bei Jugendlichen aller Herkunftskulturen gleichermaßen beobachtet werden können oder ob es Unterschiede zwischen Zuwanderern aus Ostasien, dem Balkan, der Türkei und dem arabischen Raum gibt. Solches zu erheben, wäre nicht diskriminierend, sondern ein erster Ansatz, um zielgerichtet gegensteuern zu können. Doch darin erschöpfen sich die Gründe für die bildungssoziale Schieflage nicht. So zeigt eine Reihe von Untersuchungen, dass gerade die von eifrigen Bildungsreformern forcierten Maßnahmen wie selbstbestimmtes Lernen, Schreiben nach dem Gehör, kompetenzorientiertes Lesetraining und eine umfassende Digitalisierung diejenigen Schüler noch einmal benachteiligen, die ohnehin schon schlechtere Startbedingungen hatten. Auch diese Paradoxie müsste man thematisieren: Je „moderner“ der Unterricht und das Lernsetting, desto mehr wird dadurch die soziale Kluft, die man doch bekämpfen wollte, verstärkt. Daran ändern übrigens andere Organisationsformen wie Ganztagschulen nur wenig. Solche Beispiele zeigen eines: Das Problem liegt im ideologischen Blick auf die Sphären der Bildung. Das trifft nicht nur die Politik, sondern auch die Bildungswissenschaft. Diese hat sich zwar der Empirie verschrieben, aber wenn deren Ergebnisse den Erwartungen nicht entsprechen, werden sie wie lästige Fliegen vom Tisch gewischt. Es können noch so viele Untersuchungen weltweit zeigen, dass eine zu frühe Digitalisierung Lernfortschritte hemmt und die gesellschaftliche Spaltung befördert: Das Heil wird dennoch in dieser gesehen. Es können noch so viele Studien verdeutlichen, dass die Lehrperson, ihre Qualifikation, ihre Empathie und ihre Begeisterungsfähigkeit für Bildungserfolge fundamental sind: Das Fantasma autonomer Lerngruppen und die Auflösung klarer unterrichtlicher Strukturen gelten trotzdem als fortschrittlich. Es kann noch so oft klargelegt werden, dass formale Kompetenzen ohne substanzielles Wissen wertlos sind: Sie werden fleißig trainiert, auch wenn sich nach jedem Test zeigt, dass sie abgenommen haben. Solange wir uns im Banne einer selbstreferenziellen Bildungsideologie befinden, können wir auf gute

Vorsätze verzichten: Es wird sich alles wiederholen. Die pejorative Rede von der Vererbbarkeit der Bildung erweist sich letztlich als zutiefst bildungsfeindlich. Sie überblendet nämlich einen entscheidenden Aspekt: Dass es bei Bildung grundsätzlich um die Frage geht, was an Wissen und Techniken, an Erkenntnissen und Methoden, an kulturellen Errungenschaften und gravierenden Erfahrungen an die nächste Generation weitergegeben werden soll. Wer Bildung ernst nimmt, offeriert eine Erbschaft. Diese anzutreten und für die Zukunft fruchtbar zu machen, ist die Aufgabe, vor der junge Menschen stehen. In der Idee der Bildung kreuzen sich, im Guten wie im Bösen, die Einsichten und Irrtümer der Vergangenheit mit den Ängsten und Hoffnungen kommender Zeiten. Dem wäre Rechnung zu tragen. Alles andere ist Rhetorik.

Zum Autor

Konrad Paul Liessmann , geboren am 13. April 1953 in Villach, studierte Germanistik und Philosophie in Wien. Professor i. R. für Philosophie an der Universität Wien. Seit 1996 Leiter des „Philosophicum Lech“. Essayist, Literaturkritiker und Kulturpublizist. Autor der Kleinen Zeitung. Zahlreiche Veröffentlichungen. Zuletzt erschienen im Zsolnay-Verlag „Alle Lust will Ewigkeit. Mitternächtliche Versuchungen“ (2021) und heuer im Februar „Lauter Lügen“.